

[9thAge] Der Tag der Sühne

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne färbten das Land rot. Sie brachen sich an den nahen Hügeln, auf denen wenige Stunden zuvor die Bogenschützen gestanden hatten, und legten einen willkommenen Schleier der Unwirklichkeit über die Ebene. Die toten Körper wirkten im roten Licht beinahe anmutig – eher wie Helden eines Epos, das ein Barde am Lagerfeuer erzählt, als wie die leblosen Hülle tapferer Kampfgefährten. Mit diesem warmen, roten Licht sandte die Herrin einen Augenblick der Gnade. Einen kurzen Augenblick.

Als die Himmelsscheibe jedoch bald darauf hinter den Hügeln verschwand, entriss sie der Welt jede Gnade und offenbarte die Schrecken des vergangenen Tages. Die rote Farbe, welche die Ebene noch immer einhüllte, war nun das Dunkelrot vergossenen Blutes. Zahllose tote Körper türmten sich in der Mitte des Schlachtfeldes. Abgetrennte Gliedmaßen, schreckgeweitete Gesichter und der Geruch von Fäkalien, die im Moment des Todes auch den tapfersten Ritter jedweder Würde beraubten. Vereinzelt war das Stöhnen verletzter und sterbender Waffenbrüder zu hören. Es drang gedämpft, wie aus weiter Ferne an Érecs Ohr. Und doch war eines von ihnen ganz nah hinter ihm. Er erkannte in dem schmerzverzerrten Ächzen die Stimme Godefrois, seines langjährigen Freundes und Weggefährten. Aus der gleichen Ferne hinter ihm hörte Érec das Stampfen schwerer Hufe und ein tiefes, beinahe genüssliches Schnauben. Er wollte sich erheben, sich umdrehen, dem Grauen ein Ende bereiten. Stattdessen erfüllten Tränen seine Augen und er starrte bewegungslos auf das Antlitz der toten Frau vor ihm im Schlamm. Ein kurzes Stoßen von Metall auf Metall, ein Gurgeln, dann war Stille.

Stille herrschte auch in seinem Kopf. Eine aufgewühlte Stille, eine Stille, die er nicht greifen konnte, die ihn lähmte und die ihm zugleich enteilte und ihr Erbarmen verweigerte. Eine dröhnende Stille, lauter als jeder Schlachtenlärm. Übelkeit machte sich in seinem Körper breit. Sie waren noch immer da. Er konnte ihre Schritte hören, konnte jenes Geräusch hören, das Menschen im Moment des gewaltsamen Todes ausstoßen, jenes Geräusch, für das seine rasenden Gedanken keinen Namen fanden. Ein Würgereiz durchflutete seinen Körper. Er verkrampfte seine Muskeln. Jedes Geräusch, jede Bewegung würde ihn verraten. Ein bitterer Geschmack füllte seinen Hals und Mund, doch Érec kniff angestrengt die Augen zusammen und hielt den Mund geschlossen. Die Übelkeit bahnte sich beißend ihren Weg durch sein Inneres und er spürte, wie ihm die bittere Flüssigkeit aus der Nase tropfte.

Er öffnete die Augen erneut. Die Frau vor ihm, eine Bauersfrau, deren Torso von hinten durchbohrt und aufgerissen war, blickte ihn vorwurfsvoll an. Érec wusste, dass sie tot war. Und dennoch konnte

er die Anschuldigung in ihren Augen sehen. Warum hilfst du nicht? Warum kämpfst du nicht, wie du es geschworen hast? Warum lässt du deine Freunde und Schutzbefohlenen abschlachten und rührst dich nicht?

Er sah einige der siegreichen Bestien, jene gewaltigen Minotauren, die unter seinesgleichen gewütet hatten, sich an den leblosen Körpern der Equitanier laben. Warum kämpfst du nicht? Andere schleppten Leichen von Mensch und Schlachtross zum nahen Wald, zweifelsohne um sich dort in einem Festgelage an ihren Körpern zu vergehen. Warum stirbst du nicht, wie es einem Ritter von Equitaine gebührt? Unweit sah er einen kleinen Tiermenschen, der sich zum Vergnügen seiner Kameraden über einen Ritter stellte, sich seine lumpenartige Hose lockerte und in den geöffneten Mundes des Verstorbenen pisste. Das von Schlamm benetzte Wappen des Recken zeigte die strahlende Gralsreliquie auf dem Rücken eines Drachen. Sir Guy de Vareille, auserwählter Streiter der Herrin, Ikone der Ritterlichkeit, ein Mann, über dessen Taten Heldenlieder geschrieben wurden, entehrt von geistlosen, wilden Bestien aus den unzählbaren Wäldern. Was hätte er getan, wenn er hier gelegen hätte? Das Gesicht der Frau kannte die Antwort. Er hätte gekämpft, er hätte seine Waffenbrüder verteidigt und wäre ehrenvoll vor die Herrin getreten. Érec hingegen rührte sich nicht.

Mit dem wolkenverhangenen Morgengrauen wehte ein seichter Wind über das Schlachtfeld. Langsam löste er die Lähmung, die Érecs Gedanken gefangen hielt. Die Tränen waren in seinen Augenwinkeln getrocknet, die Bitterkeit in seinem Mund suchte nicht länger einen Weg aus seinem Körper. Sie hatte sich – ebenso wie die Tränen – in ihm eingenistet, und er wusste, dass sie ein Teil seines Wesens werden würde. Wohin auch immer er sich wenden würde, er würde eine gallige Bitterkeit im Mund schmecken, die ihn an diese Nacht erinnern würde.

Mühsam stützte Érec sich auf die Ellenbogen und drückte seinen Körper nach oben. Ein Schwindelgefühl überkam ihn und er musste für einige Herzschläge die salzig ausgetrockneten Augen schließen. Dann drehte er sich im Schlamm und kroch voran, vorbei an der toten Bauersfrau, über zahllose Leichen von Rittern des Königreichs und ihrer Bauernwehr. Er wusste nicht recht warum, doch schleppte er seinen müden Körper zum entstellten Leichnam Sir Guys. Der Anblick des geschundenen Edelmannes versetzte ihm einen Stich ins Herz. Mit einem pochenden Schmerz im Kopf, der alle Gedanken übertönte, drehte er den Ritter auf die Seite. Er hoffte, alle Erniedrigung würde ihm aus dem Mund laufen, doch der Mund des Mannes war trocken. Érec war zu spät, um die Würde des Toten zu retten.

Zum ersten Mal fand er den Mut, die Herrin anzurufen. Doch Worte fand er keine. Sie hatte am vergangenen Tag selbst ihre auserwähltesten Streiter nicht beschützt. Wie konnte er glauben, dass sie ihm ihr Gehör und ihre Hilfe schenken würde? Doch da war noch etwas anderes, das Érec zögern ließ: Die Ritter von Equitaine stritten seit Ewigkeiten, seit den großen Rattenkriegen und den Tagen König Uthers für die Herrin. Ihr zum Gefallen waren die größten Heldentaten vollbracht worden. König Henry Löwenhelm, Sir Renard de Tallebert, Lotrec du Moreau – alle Helden vergangener Zeiten hatten die Gunst der Herrin erworben. Er jedoch, Sir Érec de Guigne, war keiner von ihnen. Er hatte Schande über sich und seine Familie gebracht. Furchtlosigkeit hatte er geschworen und den Schutz der Hilflosen. Doch in der vergangenen Nacht hatte er starr vor Angst zugesehen, wie selbst seine Freunde, Vorbilder und Schutzbefohlenen entehrt und abgeschlachtet wurden. Wie konnte er zur Herrin sprechen? Mehr noch: Der Gedanke, dass die Herrin ihn bisher vielleicht nicht beachtet hatte, schenkte ihm das letzte bisschen Trost, das ihm blieb. Wenn er betete, würde sie ihren Blick auf ihn richten, und sie würde seine Schande und Schmach erkennen. Und doch schuldete er es Sir Guy und den anderen auf diesem Schlachtfeld.

„Herrin, hier spricht dein geringster und unwürdigster Diener. Viele gute Männer und Frauen sind gestern an diesem Ort gestorben, ehrenhaft, zur Verteidigung der Heimat und der Schwachen. Bessere und tapferere Menschen wie Sir Guy de Vareille, während ich überlebt habe. Ich bitte nicht um Gnade für mich, doch ich bitte für die Toten dieser Schlacht. Nimm dich ihrer Seelen an und strafe jene, die ihren Tod und ihr Andenken besudelten!“

Érec erhob sich aus dem blutigen Schlamm des Schlachtfeldes. Stehend konnte er das Ausmaß des Massakers besser überblicken. Die gesamte Ebene, soweit sein Auge reichte, war von Leichen bedeckt. Die meisten menschlich, viele jedoch auch Ziegenmenschen, Minotauren und andere Verderbtheiten. In einiger Entfernung lag eine gigantische gehörnte Bestie im Dreck, größer als vier ausgewachsene Männer, dutzende Krieger unter sich begraben. Érec erinnerte sich daran, wie dieses Monstrum Angriff um Angriff der tapferen Ritter abgewehrt hatte, bis schließlich eine Lanze ihren Weg durch die dicke Haut einen guten Meter tief in das Herz des Ungetüms fand.

Dann fiel sein Blick auf Pélerin. Sein treues Ross lag blutüberströmt unter dem Leichnam eines Minotaurus. Eine lange Axt hatte dem Pferd den Wanst aufgerissen. Sie lag vor ihm im Dreck, Teile der Eingeweide um Blatt und Stiel gewickelt. Érec erinnerte sich an den Tod des letzten Schlachtrosses seiner Mutter. Er war jung gewesen, doch der friedliche Blick des toten Tieres hatten ihn als Kind stets mit Wärme erfüllt; wenn dies der Tod war, so brauchte man ihn nicht zu fürchten. Pélerins Augen jedoch waren erfüllt von Panik und Schmerz. Érec stürzte. Seine Beine verweigerten ihm die Kraft, sein Geist ebenso. Tränen überfluteten ihn.

Dann traf ihn ein fürchterlicher Gedanke: Wohin sollte er gehen? Zum nahen Feldlager, in dem sicherlich auf Verwundete gewartet würde? Zur Burg seiner Familie? Was würde er dort erzählen? Er hatte keine Antworten. Er war ein ehrloser Feigling, der Schande über seinen Stammbaum gebracht hatte. Wie konnte er zurückkehren in ein Leben, das für einen Ritter, für einen anderen Mann, bestimmt war? Dieser Mann, Sir Érec de Guigne, war gestern Nacht auf diesem Schlachtfeld gestorben. Geblieben war nur ein gebrochener Lump. Er hatte keine Heimat mehr und auch keine Familie, und der Gunst der Herrin war er ferner denn je zuvor.

Erstmals seit der gestrigen Nacht erhellte Klarheit seine Gedanken. Er war ein Ritter ohne Ehre, ein Ritter ohne Pferd, ein Ritter ohne Namen. Wenn dies der Wille der Herrin war, so würde er ihm folgen, um seine Würde zurückzuerlangen. Er erinnerte sich an die Ritter Brezans, die seit langen Zeiten das Versagen ihre Vorfäder büßten, indem sie ohne die Würde eines Ritters des Reiches, ohne Pferd und ohne Lanze, für die Herrin stritten und um Vergebung baten. Die Ritter der Sühne oder die tristen Ritter wurden sie genannt.

Er, der einst Sir Érec de Guigne gewesen war, erhob sich erneut. Er würde seine Ehre wiederherstellen, er würde Sir Guy de Vareille, Godefroi, Pélerin, der namenlosen Bauersfrau und allen anderen, die er in der vergangenen Nacht im Stich gelassen hatte, gegenüber Buße tun – und er würde sich seinen Namen, sein Pferd, seine Lanze und die Gunst der Herrin zurückerkämpfen. Ein bisher unbekannter eiserner Wille erfüllte ihn, als er unwillkürlich zu Sir Guy schritt. Er ergriff dessen Schwert und den Schild mit dem Gral auf dem Rücken eines Drachen. Das Schwert war ein gewaltiges Bastardschwert, für Érec mit einer Hand kaum zu tragen. Doch irgend etwas sagte ihm, dass es an ihm war, dieses Schwert an Sir Guy statt zu tragen.

Als der nunmehr namenlose Ritter die Hügel erreichte, blickte er sich ein letztes Mal um. Ein Lichtstrahl brach durch die dichten Wolken und spiegelte sich im Stahl des Schwertes – und für einen kurzen Augenblick wurde der Gral auf dem Schild von Licht umspielt.